

(Nachdruck verboten.)

48]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Tonet machte den Tag über Patronen zurecht, reinigte das prächtige Gewehr Canamels und trank, da er beschäftigt war, weniger. Die Centella sprang mit freudigem Wellen um ihn herum, als sie diese Vorbereitungen sah.

Am nächsten Morgen erschien der Onkel Paloma und brachte in seiner Barke Don Joaquim mit seiner prächtigen Jagdausrüstung mit.

Der Alte war ungeduldig und trieb seinen Enkel zur Eile an. Er wollte sich nur einen Augenblick aufhalten, um einen Bissen zu essen und sich dann sogleich wieder auf den Weg machen. Man mußte gleich fort.

Wenige Augenblicke später zogen sie ab; Tonet eröffnete den Zug in seiner kleinen Barke mit Centella, dann kam die des Onkel Paloma, in der Don Joaquim mit einer gewissen Furcht die Büchse des Alten betrachtete, diese berühmte, fortwährend geflickte Waffe, die so viele Heldentaten auf dem See vollführt haben sollte.

Die beiden Barken kamen nach dem Albuferasee. Als Tonet sah, wie sein Großvater nach links abbog, wollte er wissen, wohin man fuhr. Der Alte war von der Frage überrascht. Man fuhr nach dem Bolodro, dem ausgedehntesten Jagdgebiet in der Umgegend. Dort wimmelte es mehr als an anderen Plätzen von Enten und Wasserhühnern. Tonet wäre gern weitergefahren. Nun erhob sich zwischen den beiden Schiffen eine sehr lebhafteste Diskussion. Doch der Alte setzte schließlich seinen Willen durch, und Tonet mußte, resigniert die Achsel zuckend, sich fügen.

Die beiden Barken fuhren in einen Wasserlauf, der mit starkem Rieschgras bestanden war. Die Gräser wuchsen überall in reicher Fülle, das Schilf vermischte sich mit den Vinsen; die Schlingpflanzen mit den weißen und blauen Glocken schmiegt sich in diesem Wasserwald dicht aneinander und bildeten anmutige Girlanden. Die Fülle der Wurzeln verlieh den Rohrdickichten einen Anschein von Festigkeit. Auf dem Grunde des Wasserlaufes bemerkte man eine seltsame Vegetation, die bis zur Oberfläche aufstieg, und man wußte zeitweise nicht, ob die kleinen Barken auf dem Wasser schwammen oder ob sie über eine grüne, mit leichtem Kristall bedeckte Ebene glitten.

Ein tiefes Schweigen herrschte am Morgen in diesem Winkel des Albuferasees, der jetzt noch wilder als im Sonnenlichte erschien; von Zeit zu Zeit erhob sich der Schrei eines Vogels im Dickicht, ein Sprudel im Wasser deutete auf einen unsichtbaren Kampf in den verschlungenen Gängen des Grundes.

Don Joaquim machte sein Gewehr schußbereit und hoffte die Vögel diese ungeheuren Felder von einem Ende zum anderen durchziehen zu sehen.

„Tonet, drehe ein bißchen“, befahl der Alte.

Der Kubaner lenkte seine Barke mit kräftigen Ruderstößen vorwärts, um um das Dickicht herumzufahren und die Vögel aufzusuchen; dabei schlug er auf das Schilfrohr, um sie von einem Ende nach dem anderen zu jagen.

Er brauchte ungefähr zehn Minuten, um herumzukommen; als er zu seinem Großvater zurückkehrte, schoß dieser mit Don Joaquim auf die Hühner, die unruhig und ängstlich den Platz wechselten und durch den offenen Raum flog. Sie zögerten einen Augenblick, schienen sich dann in das Unvermeidliche zu fügen, verließen, die einen fliegend, die anderen schwimmend, ihren Zufluchtsort und empfingen im selben Augenblick den tödlichen Schuß.

In diesem schmalen Raum war der Schuß sicher, und Don Joaquim empfand die Genugtuung eines großen Schützen, als er sah, mit welcher Leichtigkeit er das Wild erlegte, das vor ihm auftauchte. Die Centella stürzte sich ins Wasser, fischte alles auf, was hineinfiel und legte es triumphierend, tot oder verwundet, in die Hände des Jägers. Auch das Gewehr des Onkel Paloma blieb nicht untätig. Der Alte war eifrig bemüht, der Eitelkeit Don Joaquims zu

schmeicheln, indem er ihn seiner Gewohnheit gemäß beim Schießen unterstützte. Wenn er sah, wie ein Vogel entwichen wollte, schoß er ihn nieder und ließ den Jäger glauben, er selbst hätte ihn getroffen.

Eine anmutige Kridente schwamm vorüber, doch so schnell auch der Schuß des Onkel Paloma und des Don Joaquim gewesen war, sie verschwand dennoch im Rieschgras.

„Sie ist getroffen“, rief der alte Schiffer.

Der Jäger war ärgerlich. Ein solches Pech! Sie würde im Schilf berenden, ohne daß man sie herausbekam.

„Such, Centella, such“, rief Tonet seiner Hündin zu.

Centella sprang aus der Barke, stürzte in das Dickicht, und man hörte das laute Bittern des Schilfrohrs, das sich unter ihrem Gewicht teilte.

Tonet lächelte; er wußte genau, wie das Abenteuer enden würde; die Hündin brachte den Vogel sicher heraus. Doch der Großvater wollte das nicht glauben. Die Hündin war alt und verbraucht. In früheren Zeiten, als Canamel sie gekauft, da war sie vielleicht etwas wert, aber heute konnte man kein Vertrauen mehr zu ihrer Nase haben. Ohne auf die Bemerkungen seines Großvaters zu achten, wiederholte Tonet nur fortwährend:

„Ihr werdet ja sehen . . . Ihr werdet ja sehen.“

Man hörte die Hündin bald fern, bald nah im Schlamm herumtatschen, und die Männer folgten in der tiefen Morgenstille ihren endlosen Bewegungen, indem sie nach dem Rauschen des Schilfrohrs und dem Geräusch des von dem kräftigen Tiere ausgerissenen Geflügels die Stelle zu erraten suchten, wo sich Centella befand. Nach einigen Minuten sah man sie in kläglichem Zustande, mit traurigen Augen und nicht der geringsten Kleinigkeit im Maule, wieder auftauchen.

Der alte Schiffer lächelte triumphierend. Na, was sagte er jetzt? . . . Doch als Tonet sah, daß man sich über ihn lustig machte, zankte er die Hündin aus und drohte ihr mit der Faust, damit sie nicht an Land kam.

„Such dort, such dort“, befahl Tonet von neuem dem armen Tiere mit gebieterischer Miene.

Von neuem kehrte sie in das Rieschgras zurück und verriet durch ihren geringen Eifer ihren Mangel an Vertrauen.

Tonet, der sie viel schwierigere Arbeiten hatte ausführen sehen, behauptete, sie würde die Ente finden. Von neuem hörte man das Klatschen und Patschen der Hündin in dem Wasserwald. Mit großer Unentschlossenheit schwamm sie bald hierhin, bald dorthin, wechselte jeden Augenblick die Fährte und schien zu ihren unregelmäßigen Zickzackbewegungen nicht das geringste Vertrauen zu haben. Dabei wagte sie aber nicht, ihre Niederlage einzugestehen, und kam sie beim suchen nach der Barke zurück, so verbarg sie von neuem den Kopf im Schilf, denn sie sah die Faust ihres Herrn.

Mehrmals schien sie die Fährte wieder zu finden und endlich entfernte sie sich bei ihren Nachforschungen so weit, daß man das Klatschen ihrer Pfoten im Wasser nicht mehr hörte.

Ein fernes, mehrmals wiederholtes Gebell entlockte Tonet ein Lächeln. Na? Seine alte Gefährtin konnte wohl etwas langsamer geworden sein, aber trotzdem entging ihr nichts.

Die Hündin bellte noch immer in der Ferne, in weiter Ferne, mit verzweifelter Stimme. Der Kubaner pfiff.

„Hierher, Centella, hierher.“

Und wieder hörte man das Klatschen, das immer näher und näher kam. Sie knickte das Schilfrohr, legte die Gräser nieder, und man hörte das heftige Sprudeln des Wassers. Schließlich erschien sie, mühsam schwimmend, mit einem Gegenstand im Maule.

„Hierher, Centella, hierher“, rief Tonet wieder.

Sie schwamm an der Barke des Großvaters vorüber, und der Jäger bedeckte sich die Augen mit den Händen, als wäre er vom Blitze getroffen worden.

„Heilige Jungfrau“, stöhnte er entsetzt, während das Gewehr ihm aus den Händen fiel.

Tonet richtete sich mit wildem Blicke, vom Kopf bis zu den Füßen zitternd, als wäre ihm plötzlich die Luft ausgegangen, auf. Er hatte am Rande der Barke ein Bündel Lumpen gesehen, und dazwischen etwas Leichenblasse, Gallertartiges, mit Blutegeln bedeckt, einen geschwellenen bläulichen

Kopf mit leeren Augenhöhlen . . . es war ihm, als hätte sich plötzlich die Nacht auf den See herabgelassen.

Tonet erhob seine Ruderstange mit beiden Händen und versetzte der Gündin einen so furchtbaren Schlag auf den Kopf, daß der Schädel barst und das arme Tier unter dumpfem Geheul mit seiner Beute in dem wirbelnden Wasser verschwand.

Dann blickte er mit wirren Augen seinen Großvater an, der von dem eben Geschehenen nichts begriff, und den armen Don Joaquim, der vor Angst ganz betäubt schien, ließ instinktiv seine Ruderstange arbeiten und schoß wie ein Pfeil über das Wasser, als ließe ihm das seit einer Woche vergessene Gespenst der Gewissensbisse nach und zerrisse ihm mit seinen unverföhnlischen Krallen die Schulter.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Dienstbotennot vor 200 Jahren.

Die Sklavenrolle, zu welcher die Dienstboten seit Jahrhunderten bis zum heutigen Tage verurteilt sind, macht es begreiflich, daß sie, wenn es ihnen nur irgend möglich war, in hellen Scharen dem harten Dienstzwange entliefen. Daher ist in den Großstädten, wo sich die Möglichkeit anderweitigen Erwerbes oder anderweitiger Stellung am ehesten bot, die Dienstbotenflucht und der Dienstbotenswechsel seit Alters her mehr oder weniger in Permanenz erklärt. So in Berlin, wo schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts die Klagen über Mangel an Dienstboten nicht aufhören. Aber trotz aller dieser Klagen und diesem Mangel wurde weder damals noch heute das Uebel an der Wurzel gepackt. Die allgemeine Lage der Dienstboten blieb so elend wie nur irgend möglich. So roh war ihre Behandlung seit langem, daß 1746 selbst die Berliner Polizei die „Herrschaften“ mahnen mußte, „mit sonst gutem Gesinde nicht zu hart zu verfahren, noch dasselbe ohne jede Ursache und um jeder Kleinigkeit willen mit empfindlichem Schimpfen und Schlägen, Arrest und dergleichen Uebel zu traktieren“. 1787 bemerkt der Encyclopädist Krünitz über die Dienstbotenverhältnisse damaliger Zeit „viel Herrschaften achten ihr Gesinde gar nicht. Sie halten es nicht besser als das niederste Vieh in der Republik, ja sie betrachten sie kaum als Menschen. Sie sind grausam wider sie und fordern mehr Arbeit von ihnen, als Menschen leisten können und als sie vermöge ihres Vertrages zu leisten schuldig sind“.

Trotzdem fuhr die Berliner Regierungswissenschaft fort, die Gesindeordnung von Erlaß zu Erlaß zu verschärfen. Vor allem sollte die Dienstbotenflucht durch Zuchtstrafenregeln verhindert werden. Daher führte auch die Dienstbotenordnung von 1684 den Entlassungschein und das Führungsbüchlein ein, die später mit 8 Pf. pro Stück auf der Stadtkämmerei gekauft werden mußten. Niemand durfte bei 20 Taler Strafe einen Dienstboten ohne solches einstellen, und jede „Herrschaft“ war verpflichtet, bei „ordnungsmäßiger“ Auslieferung beim Abgange einen solchen Schein zu verabsorgen. Nebenbei wurde eine Minimaldienstzeit von einem Jahre festgelegt. Da aber die Dienstmädchen fortfuhren, „sich auf eigene Hand zu setzen“, das heißt, lieber durch Nähen und Spinnen oder sonstige Beschäftigung ihr Brot verdienten, versuchte die Regierung 1718 ihnen durch neue Maßnahmen diese Möglichkeit noch mehr zu erschweren. Sie bestimmte „daß, weil das Gesinde dadurch merklich in der Bosheit gestärkt wird, wann Knechte oder Mägde, die ihren Herrschaften nicht redlich dienen und wie sich's gebührt begeben wollen, von anderen Leuten, wenn sie Herrenlos seyn, gehauert und geheget, auch wohl gar zu unzüchtigen, lüderlichen Leben verleitet werden, daß hinfünftig Niemand einiges Herren-Loses Gesindel, welches nicht mit gutem Gezeugnis seines Wohlverhaltens versehen, bey sich herbergen annehmen solle, bey Vermeydung ernstlicher Bestrafung, zu welchem Ende gewisse, sittens zu bestellende Polizien- Bediente Quartaliter und zwar allemahl 14 Tage nach Ostern, Johannis, Michaelis, Wonnachten von Hauß zu Hauß in denen Residenzen (Cölln-Berlin) und Vorstädten herumgehen und alle Hauß-Wirthe wegen des in ihren Häusern vorhandenen Herrenlosen Gesindes examinieren, sich auch darnach bey den Nachbarn erkundigen und die Nahmen und Zahl solchen Gesindes, Mann und Weiblichen Geschlechts, aufzeichnen und wie weit sie täglich mit der Verzeimung kommen, dem Richter jedes Orths zuschicken sollen.“ — Friedrich II. ging 1746 noch weiter, er führte den direkten Gesindezwang ein. Es hieß in der damals erlassenen Ordnung, „daß Eltern gemeinen Standes ihre Kinder, die sie nicht ernähren und nicht selbst gebrauchen können, anderen Leuten in den Dienst hingeben müssen, wozu sie erforderlichen Falles mit allem Nachdruck anzuhalten sind“. Um die zwangsweise den „Herrschaften“ zugeführten Dienstsklaven niederhalten zu können, wurde zu gleicher Zeit eine neue Spruchkammer für Gesindestrittigkeiten, das sogenannte Gesindeamt, geschaffen. Dasselbe bestand aus vier Richtern unter Vorsitz des Polizeidirektors. Es war eine Art Standgericht für die dienende Klasse, denn die Streitigkeiten sollten „sofort zur Exekution

gebracht und darin weder Appellationes noch Provocationes gestattet sein“. Die ausgesprochenen Strafen sollten für „Herrschaften“ in Geldbüßen bestehen, von denen die Hälfte dem Gesindeamt, d. h. dem Polizeidirektor und den vier amtierenden Richtern, ein Viertel den niederen Polizei- und Revierbeamten, ein Viertel der Stadtkämmerei resp. dem Arbeitshause zufließen. Die Dienstsklaven aber wurden körperlich geächtigt oder in das Gefängnis gesteckt. Schon die Ordnung von 1718 hatte „Mangel an Arbeitsamkeit und Gehorjam, Troß und Widerpänstigkeit“ mit der „Karre“ und dem „Arbeitshause“ bestraft, wie denn die Dienstboten auf die geringste Klage der „Herrschaften“ hin sofort von der Polizei eingestuft wurden. Natürlich wurde im Interesse der Gerechtigkeit im „Zweifel zu Gunsten der Herrschaft“ entschieden. 1718 war auch, um jede Fühlungnahme und jede Aussprache der Dienenden untereinander unmöglich zu machen, das Versammlungsverbot für dieselben erlassen worden. Niemand durfte irgend eine Zusammenkunft des Gesindes gestatten, noch zulassen, „daß dasselbe unter sich, wie sie denen Herrschaften und sich in ihren Diensten verhalten wollen, verabreden“. — Um sie überdies besser überwachen und beaufsichtigen zu können, schuf die gleiche Ordnung auch das Amt der staatlichen Gesindeämter. In jeder der beiden Residenzen wurden je zwei „ehrbare“ Männer und Frauen (1746 auf sechs erhöht) als gerichtliche Gesindeämter berufen. Diese sollten für je 4 Groischen Gebühr von Dienstboten und Herrschaften den Dienstverkehr zwischen Beiden vermitteln. Die Konzeption mußten die Mütter mit 16 Groischen erkaufen, für die amtlich anzuhängende Gesindeordnung mußte man ihnen 8 Groischen ab. Aber auch ihnen wurde „bei harter Strafe“ ganz besonders verboten, jede Zusammenkunft „komplottierenden Gesindes“ bei sich zu dulden, Gesinde abipentlig zu machen oder ohne Entlassungsschein zu vermieten. 1746 wird „den Gesindeämtern, Bier- und Kellernwirts wiederholt unterlagt, Zusammenkünfte oder Versammlungen zum Saufen, Spielen, Stupplegen und andern Leppigkeiten oder auch Verleumdungen, Äußerungen, Durchhehlung und Veratschlagen wieder die Herrschaften zu gestalten“. Die Kutsher, Diener, Köche usw. müssen von den Wirthen beim Zapfenstreiche nach Hause gewiesen werden.

Zu diesen erbärmlichen sozialen Verhältnissen kamen auch noch ebensolche erbärmliche wirtschaftliche. Natürlich jepten die Gesindeordnungen in der damals üblichen Weise auch die zu zahlenden Löhne fest und zwar so niedrig wie nur möglich. Es sollten 1718 z. B. erhalten: 1 Kutsher nebst voller Livree (welche jedoch die Herrschaften insgesamt nur alle 2 Jahre zu geben, selbige den Leuten zu lassen auch nicht schuldig seyn sollen, wenn sie nicht zwei Jahre ausgedient haben) = 12—14 Taler. 1 Knecht, der ohne Kleidung bei Ackerwerk, Fuhrwerk, Brauen und Malzmaden oder anderer schwerer Arbeit dient = 18—20 Taler. 1 Junge bis 16 Jahren = 5—6 Taler. 1 Köchin, so nur gut kochen und braten kann = 8—12 Taler, eine solche, die mit Pasteten und Backwerk zugleich umgehen und so gut als ein Koch bestehen kann, 14—18 Taler, eine Magd, die zum Nähen, Waschen oder anderer Hausarbeit gebraucht wird, 8—9, eine Magd, die beim Brauen hilft oder Branntwein brennt, 8—9, eine Schenkmagd 9—10, ein Kammermädchen 12—16, eine Amme, wenn sie keine geheiratete Person und kein lebendiges Kind für sich hat, 12—14, eine Amme, solange sie ein lebendes Kind hat, 16—20, eine Kinderfrau 10—12, ein Kindermädchen 6 Taler. Außerdem war an Neujahrs- und Weihnachtsgeschenken 1—2 Taler gestattet „und über solches nicht, es bestehe, worin es wolle und unter was für Vorwand es geschehe“. — Die angeführten Löhne waren jedoch durchaus keine Verlöbte, es bestand das Trudsystem, und bis weit hinein in das 17. Jahrhundert war es üblich, den weiblichen Dienstboten ein Stück Leinen, den männlichen Hemden, Schuhen usw. in Zahlung zu geben. Zu diesem Uebelstand kam noch ein anderer, weit fürchterlicher, die angeführten Löhne verstanden sich ohne Kost. Der Unterhalt der Dienstleute wurde nicht in natura, sondern in Gestalt von Kostgeld gegeben. Daß bei einer so sonderbaren Sitte nur Eripantistischer der Dienstgeber maßgebend waren, verstand sich am Nande. Das zu reichende Kostgeld war 1718 wie folgt festgelegt: Für Kutsher, Knechte 21 Groischen bis 1 Taler, für Jungen und Mägde 12 Groischen pro Woche. Die Dienstordnung von 1746 brachte den bei bürgerlichen Familien dienenden Knechten und Mädchen eine Erhöhung von durchschnittlich 2 Talern für jede Lohnkategorie — die Dienstleute adliger Familien erhielten jedoch keine Aufbesserung — auch ein Stück fridericianischer Adelsfürsorge. Auch das Kostgeld wurde für Jungen und Mägde um 6 Groischen erhöht, ebenso das Mietgeld, welches in der Regel als Lohn zählte, und das von 8 Groischen für Mädchen, 12 für Männer, auf 12 respektive 16 Groischen stieg. Weder Mietgeld, noch Lohn und Kostgeldstage durften in geringsten überdrückt werden. Für jeden über die Lohnstage hinausgehenden Taler mußte das erste Mal eine Strafe von 50, bei weiteren Fällen je 100 Taler gezahlt werden. Für jeden Groischen, der das festgesetzte Neujahrs- oder Weihnachtsgeschenk überstieg, galt je 1 Taler Buße. Nur in drei Fällen war es erlaubt, die festgesetzte Tage zu überschreiten: 1. wenn das Gesinde mit auf die Reise genommen wurde, 2. wenn das Gesinde in Krankheitsfällen außerordentliche Dienste geleistet, 3. nach dreijähriger Dienstzeit.

Während aber auf der einen Seite die Regierung durch hohe Geldstrafen dafür sorgte, daß die Lage der Dienenden ja recht elend blieb, nahm sie diesen auf der anderen Seite auch noch von ihrem ohnehin erbärmlichen Einkommen einen unverhältnismäßig großen

Teil durch Steuern weg. Abgesehen davon, daß die Dienenden, die sich ja selbst betätigen und belcheiden mußten, auf das furchtbarste an den indirekten Steuern, Zöllen, Akzisen usw. beteiligt waren, wurden dieselben auch noch mit direkten Steuern, und zwar Kopfsteuern, belastet. Seit 1891 zahlte ein Knecht bei einem Einkommen von 8—9 Taler = 1 Taler, das übrige Gefinde, zumal das weibliche, von 18—6 Groschen Steuern — relativ eine unheimliche Belastung.

Das Verhältnis zwischen Dienstgebern und Dienstnehmern war natürlich bei solch erbärmlichen Verhältnissen, unter denen der eine Teil von ihnen leiden mußte, noch weniger erbaulich, wie in der Gegenwart. Druß erzeugt Gegendruß, und so konnte die brutale Behandlung, welche die Dienenden zu erdulden hatten, nur im bösen Sinne auf diese einwirken. Der Vorgesetzene und der Niedertracht der „Herrschaften“ setzten die Dienenden naturgemäß soviel offenen und passiven Widerstand entgegen, als ihnen irgend zu leisten nur möglich war. Wie immer sah Regierung und „Herrschaften“ nur den Splinter in den Augen der Dienenden, nie den Balken in den eigenen und so lag die Gefindeordnung von 1884 in ihrem Eingange gar beweglich, was gestalt die Vorsehung der Dienstboten, an Knechten und Mägden in hiesigen Residenz-Städten dergestalt überhand nehme, daß kein Hausherr fast mehr mit ihnen zurecht kommen könne“.

Aber trotz allen Geschimpfes und Gezeters über die Dienstleute rissen sich schon damals die Berliner Bürgerfamilien fast die Kermel um solche aus. Es herrschte vor 200 Jahren eine fortwährende Dienstbotenjagd, genau wie noch heute, und mit allen möglichen Versprechungen und Vorsiegeln suchten die Dienstgeber Dienstboten an sich zu ziehen. Ja, sie scheuten sich nicht, die Dienstboten untereinander sich abzugeben und absipstlich zu machen, eine Sitte, die so allgemein und von altersher gebräuchlich sein mußte, daß sich schon in der ältesten Gefinde- und Ackerordnung Maßnahmen und Strafordnungen gegen die Absipstigmachungen der Dienstleute vorfinden. So heißt es 1820: „Diejenigen aber, so auch noch dazu wieder das ausdrückliche Verbott Gottes anderen Ihr Gefinde dadurch, daß sie einen mehreren Lohn bieten oder durch Geschenke und Gaben an sich locken und ziehen, absipstlich machen, dieselben sollen jedesmal in dreißig Thaler straffe gefassen sein.“ — Billiger tut es die Berliner revidierte Ackerordnung von 1824: „Keiner soll des anderen Gefinde abmieten bei Strafe eines Thalers in die Lade“. — Wegen das Uebel aber war kein Kraut gewachsen, denn 1718 wird abermals gellagt, „weil aber auch das Gefinde am meisten dadurch verderbet wird, daß ein Herr oder Frau vor den Anderen mehr Lohn, auch oftters mit unndigen und übermäßigen Bepnachts und Neujahrs-Geschenken einen Ruhm zu erwerben suchen, so“ . . .

H. U. d. S.

(Nachdruck verboten.)

Im Zuchthaus.

Silhouetten von Hans Gyan.

I. Der Zugang.

„Warum bist Du'n hier?“

Der „Alle“, der da an der mit heller Oelfarbe gestrichenen Wand des Korridors in einem Abstand von fünf Schritt neben dem „Neuen“ steht, fragt schon zum dritten Male. Aber der Nachbar antwortet ihm nicht. Mit gesenktem Kopf steht der junge Mensch da und stiert verzweifelt auf den schwarzen Asphalt des Fußbodens. Indem kommandiert der hinzutretende Aufseher:

„Vorwärts!“

Die beiden, mit den elenden Lumpen bekleidet, die sie trugen, als man sie verhaftete, gehen in dem vorgeschriebenen Abstand den langen Korridor des Erdgeschosses entlang an den Arrestzellen, von denen etliche unbenutzt sind und offenstehen, vorbei bis zur Kleiderkammer.

Ein sehr alter Aufseher nimmt sie dort in Empfang. Eine Kalfaktor bedient und schleppt Kleider hin und her.

Der Aufseher sagt:

„Ausziehen!“

Die beiden Züchtlinge entkleiden sich, sie haben schon den Maschinengehörten in sich angenommen, der hier verlangt wird und der wie eine düstere Notwendigkeit auf die Seele des Hereinkommenden fällt.

Aber das schmutzige, zerfetzte Hemd von sich zu tun, das geniert den Schlanke.

„Na, man runter,“ sagt der Kalfaktor, „wollte Dir die Stunde etwa uffheben?“

„Wäsche,“ sagt der Aufseher.

Die beiden gleiten rasch in die Zuchthauswäsche. Gebadet haben sie schon vorher.

„Anzug!“ sagt der Aufseher.

Der Kalfaktor gibt ihnen die Alltagskleidung aus braunem, Brettähnlichem Stoff. Und die dunkleren, mehr tuchähnlichen Sonntagskleider.

Wie er sich anzieht, fängt der Schlanke plötzlich an zu schluchzen. „Mensch, bist woll verückt?“ raunt der Kalfaktor. Der Aufseher bemerkt nichts. Er klopft mit dem Schlüssel klingend gegen eines der großen, stählernen Türschlösser.

„Los!“

Die Beiden marschieren ab. Jetzt kommen sie sich schelndbar näher und der Rückfällige, für den es Ehrensache ist, zu erfahren, weswegen der andere „seinen Knast schiebt,“ fragt schnell:

„Na, weswegen haste denn?“

„Wegen Meineid!“ schluchzt der andere.

Entrüstet und enttäuscht zugleich, sagt der Aeltere:

„Wat un dadrum weenstie! . . . Dat is doch janißcht! Da seh mir an! . . . Wejen schweren Inbruch fünf Jahre! . . . wat haste denn?“

„Abstand da vorne! . . . Nummer 217 Rund halten!“ schreit der Aufseher, der ihnen folgt. Und an der Korridorstreppe kommt der „Alte“ hinauf, ins erste Stockwerk, der „Neue“, dräben in die Parterrestation. Sie sehen sich wahrscheinlich nie wieder . . .

II. Der Herr Bankdirektor.

„Herr Levy, es kommt Revision! Der Oberaufseher! . . . Sie müssen sich da dräben an das kleine Schränkchen stellen! . . . So, sehen Sie mal . . . so! . . . Wenn er fragt, wie's Ihnen denn hier gefällt, das fragt er nämlich immer, gerade bei some Leute wie Sie, dann sagen Sie gar nichts. Uebrigens bleibt er nich lange . . . 's doch alles in Ordnung bei Ihnen?“

Und der Aufseher, der für seine Station und deren Akkuratesse verantwortlich ist, überblickt mit geübtem Auge den dreifächerigen Inbalt des an der Wand hängenden Schränkchens.

„Alles tipp topp!“ Er lacht. „Na ja, wozu haben wir denn ooch sonst unsre Kalfaktoren! . . . Wat jemacht wern kann wird jemacht . . . ‚Ja ich' ich‘, Herr Levy!“ Also wie Präppeln, bastehen Sie?“

Der Bankier, der in der Tat nierenleidend und deshalb längst von dem sogenannten „Pensum“, d. h. der täglichen Leistung einer festgesetzten Arbeitsmenge befreit ist, nimmt den Roman, in dem er gelesen hat, vom Tisch. Dann legt er die zum Kartonleben nötigen Papierstreifen der Reihe nach hin und besuchet etliche mit Kleister. Seine fetten, etwas gichtigen Hände kommen damit schwer zurecht, er senkt und kratzt den kahlen Schädel mit der Finken. . . . Müß dieser Esel von Oberaufseher auch noch kommen und ihn in seiner Lesstube stören! Nicht mal im Zuchthaus hat man Ruhe! Er lächelt. Draußen an der Börse war er bekannt und gefürchtet wegen seiner scharfen zwischen Bemerkungen, bis . . . bis er hierher kam . . . acht Jahre!! . . . Durch die Glieder des alternden Mannes geht ein Schauer. . . . Ob er wohl noch lebend rauskommt? . . . vier Jahre noch! . . .

Die Schlüssel rasseln.

Der Oberaufseher, eine große, breitbrüstige, aufrechte Gestalt mit unerträglichem Beamten Gesicht und einer kleinen, lächerlichen Stimme:

„Na, was machst Du?“

Der dicke, etwas asthmatische Bankier mit dem fetten W. Z. Gesicht starrt blöde in die Luft. Hinter der Stahlbrille sind die sonst so listigen, dunklen Augen wie erloschen.

„Gefällt Dir wohl nicht hier, was?“

Dabei übersieht das Auge des alten Bedanten die ganze Zelle, aber es ist alles, wie der im Rücken des Vorgesetzten stehende Aufseher dorthin sagte: „Tipp Topp!“

„Dann adieu! . . . Sei man recht fleißig! Hörst Du!“

Die beiden Beamten gehen. Die schwere Jellentür fliegt zu, das Schloß schnappt ein. Herr Levy sieht dem „Alten“ nach, seine Augen leben wieder, er murmelt: „Gott, was für'n Esel! . . . Der Schlag soll'n treffen!“

Fünf Minuten später ist „sein“ Aufseher wieder bei ihm.

„Nu is er weg, Herr Levy! . . . Gott sei Dank! . . . Er bildet sich ein, 's geht nich ohne ihn! . . . Aber was soll man machen! . . . Ja, und was ich sagen wollte: Haben Sie vielleicht noch 'n Wunsch, Herr Levy? Meine Frau fährt morgen in die Stadt . . . Also: Zigarren, von der kleinen zu 35 Piennig, ja . . . und, nee warten Sie mal, ich wer' mir das lieber aufschreiben: Gänseleberpastete! Englische Gales! Laorimao Christi — die letzte Plaiße hatte nicht lange gereicht, Herr Levy! — Sardinen in Tomatenauce und Mixed pickles . . . ja . . . sonst nichts? . . . Na, wird besorgt, Herr Levy, auf Wiederseh'n! . . .“

III. Lebenslänglich.

Der Schlüssel des Aufsehers klopft klirrend aufs Türschloß.

„Spazierengehen!“

Der dadrin Glasballons mit Weidenruten besticht, ist ein großer, starker Mann, rasiert und kahlgeschoren, wie die anderen, aber von so starkem Haarwuchs, daß Kinn und Kopfhaut dunkelblau gefärbt erscheinen.

Er stellt den Glasballon vorläufig auf die Erde. Geht an das Spind, unter dem die ledernen Halbschuhe stehen und wechselt die Pantoffel gegen diese.

Dann stellt er sich an der Tür auf. Er hört den Aufseher auf der eisernen Galerie, die sich außerhalb der Zelle entlang zieht, näher kommen und wieder, wie schon so manymal, glimmt der Gedanke in ihm auf:

„Du rennst den Kerl über den Haufen um denn Los!“

Aber er unterläßt das, diesmal wie immer: zwanzig Eisengitter und ebenso viele bewaffnete Beamte stehen auf dem Wege, der ins Freie führt, und überwindet man sie auch sämtlich, so sind draußen die hohen Mauern und Soldaten mit scharfgeladenen Gewehren! . . . Es hat eine Zeit gegeben, wo Nr. 23 an all' solche Dinge nicht dachte, wenn die Wut ihn vatte. . . . Vor zehn Jahren,

als er hierher kam. . . . Aber da steht unten im Keller ein langer Lederhock, auf dem werden die Widerspenstigen festgeschnallt und geschlagen. . . .

Nr. 28 knirscht mit dem festen Volksgebiß, er denkt immer an Fluß, er muß ja daran denken, das ist für ihn die einzige Möglichkeit, die Welt da draußen jemals wiederzusehen. . . . Zweimal ist er ausgebrochen, nun hat man ihn in die feste Zelle gesteckt. . . . es ist fast unmöglich, da was zu machen! . . .

Die Zellentür geht auf. Nr. 28 tritt hinaus und in die Reihe. Die Galerie entlang geht's, immer im gemessenen Abstand und die eiserne Wendeltreppe hinauf ins Quartier. Von dort durch das kleine Tor in den Spazierhof. Das ist ein Fächer, dessen einzelne Stäbe Mauern sind, die Rundbogen sind starke Eisengitter. Und jedes Fächerstück ist fünfzehn Schritt lang und oben an seiner stärksten Stelle sechs Schritt breit. Durch das Gitter steht jeder Züchtling ein Stück von dem Garten des Direktors.

Nr. 28 hat vor seinem Käfig ein paar Rosen, die er leidenschaftlich liebt. Er sehnt sich danach, diese Blumen ein einziges Mal an sein Gesicht zu drücken, ihren Duft wollüstig einzuatmen und sie zu küssen. Die Blumen hauchen mit ihrem zarten Geruch, den er zu spüren meint, die Erinnerung des Lebens in sein Herz. Und das Leben ist für den Gefangenen, so lange seine Kraft noch nicht gebrochen ist, die Liebe! . . . das Weib! . . .

Nr. 28 ist fünfundsiebzig Jahre alt. Mit fünfundsiebzig ist er wegen Gattenmordes zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden. Er leugnet heute wie vor zehn Jahren, die Tat begangen zu haben. Aber jeder traut sie ihm zu. Er hat das Unglück, ein „Verbrechergesicht“ zu besitzen. . . . Einmal hat er einen Mitgefangenen fast erschlagen, der ihm zugerufen hatte: „Gattenmörder!“ . . . Danach kam er wegen seiner „Gemeingefährlichkeit“ wieder in Einzelhaft. . . .

Der große Rüstling mit dem schwarzschimmernden, kahlgeschorenen Kopf steht an das Eisengitter gepreßt. Seine weit ausgestreckten Fäuste umkrampfen zwei Eisenstäbe, als wolle er sie verbiegen. Und seine großen Augen, die vor innerer Qual halb geschlossen sind, blicken sehnsüchtig nach den Rosen. . . .

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Die Bedeutung der Fette in der Ernährung. Man hört so viel von Herzverfettung, Nierenverfettung und dergleichen, daß man meinen sollte, die Vermeidung eines Zuviel an Fett in der Nahrung wäre eine der wichtigsten Vorschriften, die der Mensch zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur Verlängerung seines Lebens beobachten müßte. Physiologische Betrachtungen führen dagegen zu dem Schluß, daß viele kleinere Uebel des Körpers zu vermeiden wären, wenn umgekehrt auf eine Steigerung des Fettverbrauches hingewirkt werden würde. Aus diesem Widerstreit der Meinungen wird das Grundgesetz, daß sich eines nicht für alle schickt, am sichersten herausführen, und nicht nur die Verschiedenheit der einzelnen Individuen, sondern auch die der klimatischen Verhältnisse kommt dabei sehr in Betracht. Fett ist die maassigste Form, in der wir unserem Körper den nötigen Brennstoff zuführen können, und sein Genuß hat außerdem auf die Darmtätigkeit einen günstigen Einfluß. In besonders kalten Ländern wird bekanntlich von den ständigen oder gelegentlichen Bewohnern viel mehr Fett genossen als in den warmen, weil es allein imstande ist, die verlorene Körperwärme schnell wieder zu ersetzen. Diese Tatsache ist sogar in den Volksmund übergegangen, wie das derbe ostpreussische Sprichwort: „Sped fressen und Schmalz dazu kausen“ bündig beweist. Ein Eskimo würde seinen Tran wahrscheinlich auch aufgeben, wenn sich das Klima in seiner Heimat ändern oder er selbst in ein wärmeres Land verpflanzt werden würde. In den Ländern höherer Kultur ist es jetzt Mode geworden, das Fett, wenigstens das der tierischen Nahrungsmittel, immer mehr auszuschließen, und für manche „gebildete“ Leute gilt der Genuß von Fett schlechweg als unanständig. Von jedem Stück Schinken, Rind- oder gar Hammelfleisch wird jeder Feine Fett sorgfältig abgeschnitten und nur das Magere gegessen. Ein Mitarbeiter des „Lancet“ bezeichnet diese Gewohnheit oder Sitte als einen Beweis von Ignoranz. Mancher könnte sein dauerndes Leiden an kalten Füßen, kalten Fingern und Ohren häufig vermeiden, wenn er genug Fett zu sich nähme. Wer Fleisch nur ohne Fett essen will, muß davon eben sehr viel mehr essen, um einen genügenden Ersatz der Körpergewebe zu bewirken, und das kommt wieder auf eine Ueberladung des Magens und der anderen Verdauungsorgane hinaus. Der menschliche Körper ist nun einmal ein Bau, an dem es dauernd zu ergänzen und zu reparieren gibt, und mit Bezug auf diese Reparaturkosten läßt sich der Wert der Fette für die Ernährung geradezu in Mark und Pfennig berechnen. Große Mengen von Fleisch ohne Fett haben nicht nur den bereits erwähnten Nachteil, sondern sie führen auch zu einer schlechten Blutzusammensetzung. Bei der Bekämpfung der Malaria ist die Verordnung leichtverdaulicher Fettstoffe oft von bestem Erfolg, und solche Speisen, wie Butter, Sahne, Speck und Bratenschmalz sind

zur Hebung der Körperkräfte bei Abzehrungskrankheiten von hoher Wichtigkeit. Eine Abneigung gegen Fett mag ja in seltenen Fällen in so ausgesprochenem Grade vorhanden sein, daß sie nicht überwunden werden kann, aber es sollte doch den Eltern und Erziehern zur Pflicht gemacht werden, bei den Kindern eine solche Abneigung soweit zu mildern, daß sie nicht zu einem gesundheitschädlichen Ausschluß eines so wichtigen Nahrungsmittels führt.

Technisches.

Die elektrische Ausrüstung eines Riesendampfers. Zu den jüngsten Ozeanriesen gehört der mit Dampfturbinen angetriebene Dampfer der Cunardlinie, die „Mauretania“. Die Mauretania hat eine Wasserverdrängung von nicht weniger als 38 000 Tonnen. Die Turbinen leisten insgesamt 68 000 Pferdestärken. Selbstverständlich entsprechen auch die äußeren Abmessungen des Schiffes dieser Maschinenleistung. Der Dampfer hat eine Länge von zirka 250 Meter, eine Breite von 28 Meter und einen Tiefgang von 10 Meter.

Wir wollen hier von der Frage, ob der Dampfer tatsächlich „der beste und schnellste“ und nicht nur der größte Heberdampfer der Welt ist, absehen und uns auf eine Beschreibung der tatsächlich interessanten elektrischen Einrichtungen nach Angaben der „Electrical World“ beschränken. Die erforderliche elektrische Energie wird in vier Turbogeneratoren erzeugt. Diese Turbinen sind in zwei Räumen unterhalb des Hauptturbinenraumes untergebracht. Die beiden Räume sind durch eine wasserdichte Schotterwand getrennt. In jedem Raum sind zwei Generatoren von je 375 Kilowatt Leistung aufgestellt, die einzeln, aber auch zusammen arbeiten können. Es ist daher möglich, wenn der eine Raum vielleicht durch Eindringen von Wasser gefährdet ist, den Betrieb mit den Maschinen im zweiten Raum aufrecht zu erhalten.

Nur der kleinste Teil der erzeugten Energie wird für Beleuchtungs Zwecke verwendet. Im ganzen Schiff sind 5000 Glühlampen verteilt. Manche Räume sind in besonders geschickter Weise beleuchtet. Sie haben z. B. eine Glasdecke. Die Glühlampen sind dann zwischen dieser Decke und den Oberlichtern angebracht, so daß die Räume von oben her gleichmäßig wie durch Tageslicht beleuchtet werden. Elektrische Heizvorrichtungen, transportable Leselampen, elektrische Brennscherenwärmer, Zigarrenanzünder und kleine Ventilatoren sind in den Kajüten erster Klasse verteilt.

Der Hauptbedarf an elektrischer Energie rührt von den Ventilatoren her, die den künstlichen Zug für die Kesselfeuerung erzeugen sollen. Für jedes der vier Schüröcher sind zwei Ventilatorräume vorgesehen, die sich direkt über dem zugehörigen Kessel befinden. Diese Räume werden wieder für sich gut elektrisch ventiliert, da sonst die Hitze den Motoren gefährlich werden würde. In jedem Ventilatorraum sind vier Ventilatoren aufgestellt, von denen je zwei von einem gemeinsamen elektrischen Motor angetrieben werden. Die Motoren werden durch Hebel, die unten an den Schüröchern angebracht sind, gesteuert, so daß kein besonderes Bedienungspersonal erforderlich ist. Im ganzen sind 16 solcher Motoren mit einer Gesamtleistung von 800 Pferdestärken aufgestellt.

Eine große Rolle spielt auch die Elektrizität beim Heizen und Kühlen der Salons und Kajüten. 60 Warmluftbehälter sind vorhanden und in jedem dieser ist ein elektrisch betriebener Ventilator untergebracht, welcher die warme beziehungsweise kalte Luft durch das Verteilungsrohrnetz treibt. Fast sämtliche Räume des Schiffes, besonders die Maschinenräume, werden künstlich durch elektrisch angetriebene Ventilatoren entlüftet.

Ein weiteres Feld für die Verwendung elektrischer Energie ist die Betätigung von Hebezeugen. Für die Montage und Demontage der Turbinen bei erforderlich werden Reparaturen sind sechs Kräne bestimmt, für das Ein- und Ausladen des Gepäcks vier Kräne, von denen jeder 500 Kilogramm heben kann. Selbstverständlich gibt es auch eine Reihe von elektrisch betriebenen Personenaufzügen. Auch die eigentlichen Lastwinden sowie die vier Aufzüge für Boote werden durch Elektromotore angetrieben. In den Ladeträumen sind elektrisch betriebene Kühlvorrichtungen vorhanden, um leicht verderbliche Waren und Küchenvorräte vor dem Einfluß der Tropenhitze zu schützen.

Auch für eine Reihe von kleineren Apparaten wird die Elektrizität als sicheres und sauberes Antriebsmittel benützt. Messerpuß- und Schleifmaschinen, Schuhpußmaschinen, Schinken- und Brotschneider, bei allen triumphiert der elektrische Motor. In den Küchen ist, wo es nur möglich, der elektrische Strom benützt, er wärmt das Wasser, kocht das Gemüse, wäscht die Teller, heizt das für die englische Küche unentbehrliche Grill und dreht den Spieß.

Nicht nur den Starkstrom als willigen Arbeitsknecht, auch den Schwachstrom als Verkehrserleichterer finden wir in den Schiffseinrichtungen vertreten. Fast alle besseren Kajüten haben Telephonanschluß. Die Telephonzentrale kann 200 Anschlüsse bedienen und verfügt über 20 Verbindungsleitungen. Die Telephonzentrale kann, wenn das Schiff in einem Hafen liegt, mit dem betreffenden städtischen Telephonnetz verbunden werden, so daß die Passagiere in die Stadt telephonieren können. Auch wenn das Schiff auf hoher See ist, ist es vom Landverkehr nicht völlig abgeschnitten, da es eine komplette Station für drahtlose Telegraphie mit sich führt.